

Demokratie – Imperium – Welteinstellung

Auf einen Espresso mit dem russischen Literaten Michail Schischkin zur »Atmosphäre von Bibliotheken«

Der Schriftsteller Michail Schischkin studierte Anglistik und Germanistik, arbeitete unter anderem für die Jugendzeitschrift »Rowesnik« und unterrichtete an einer Schule in Moskau, bevor er 1995 in die Schweiz zog, wo er bis heute lebt. Seine Mutter ist Ukrainerin, sein Vater Russe. In Russland wird er von seinen Leserinnen und Lesern als einer der größten Schriftsteller gefeiert und er erhielt als bisher einziger Schriftsteller die drei bedeutendsten russischen Literaturpreise, den »Bolschaja-Kniga-Preis«, den »Nationalen Bestseller-Preis« und den »Russischen Booker-Preis«. Seine Texte wurden international in über 30 Sprachen übersetzt und seine Essays weltweit, unter anderem in Le Monde und der New York Times, veröffentlicht. Mit seiner jüngsten Veröffentlichung, einem E-Book, ist Schischkin überzeugt, eine neue Literaturgattung erzeugt zu haben.



Auf einen Espresso mit Michail Schischkin.

Dirk Wissen: Herr Schischkin, stimmt es, dass Sie als gefeierter russischer Schriftsteller seit Ihrem letzten Auftritt vor fünf Jahren auf der Buchmesse in Krasnojarsk Russland nicht mehr betreten haben?

Michail Schischkin: Ja, das stimmt. Meine Welteinstellung hat sich nicht

verändert. Wie auch früher, meine ich, als Schriftsteller muss man überall leben. Wichtig ist nur, was du schreibst. Russland aber ist in den letzten Jahren anders geworden. Meine Heimat emigrierte aus dem 21. Jahrhundert in die Vergangenheit. Ich war lange sicher, dass der Begriff »die russische politische Emigration« zum Lexikon der veralteten Begriffe gehört. Nun aber wurde die politische Emigration wieder Realität. Die Zäsur war der Anfang des Kriegs gegen die Ukraine 2014.

Sehen Sie keine Zukunftsperspektiven für Ihre Heimat Russland und werden Sie deshalb weiter international auftreten, aber nicht mehr öffentlich in Russland?

In Russland tobt der Bürgerkrieg, von hier aus fast unsichtbar, denn das geht meistens online vor. Früher oder später wird dieser Krieg offline auf die Straßen gehen. Jeder Russe versteht, wo die Frontlinie verläuft, und ist entweder auf der einen oder auf der anderen Seite. Man kann einander nicht mehr verstehen und nichts mehr erklären. Im Westen wird diese politische und gesellschaftliche innere Spannung nicht wirklich wahrgenommen, aber die Menschen wollen verstehen, was da los ist. Deshalb ist es für mich wichtig, bei meinen Auftritten die Entwicklung in Russland zu erklären.

Im Frühjahr ist mein Buch »Frieden oder Krieg. Der Westen und Russland« erschienen, in dem ich Russland erkläre. Ich habe das Buch zusammen mit dem deutschen Journalisten und Russland-Kenner Fritz Pleitgen geschrieben. Wir sind uns einig, dass etwas zwischen dem Westen und Russland schief gelaufen ist, aber haben unterschiedliche



Russische Staatsbibliothek, Moskau

Meinungen, warum und wieso. Der Leser wird dann selbst entscheiden können. Das ist ein Buch über die große Geschichte, über unsere persönlichen Geschichten und vor allem über die Zukunft. Die Zukunft ist der Handschuh und die Geschichte ist die Hand.

Verstehe ich Sie richtig, die Zukunft überzieht die Historie? In Ihrem aktuellen Buch heißt es dagegen zum Krieg gegen die Ukraine: »Unsere schreckliche Vergangenheit hält beide Nationen mit tödlichem Griff umklammert und entlässt uns nicht in die Zukunft.« Ist das nicht widersprüchlich?

Die Vergangenheit hat die Zukunft als Geisel genommen. In der russischen Literatur, in den »Toten Seelen«, verglich Nikolai Gogol Russland mit einer rasenden Troika, die voranstürmt und andere Länder überholt. Die Troika galoppierte in eine helle Zukunft, ins 20. Jahrhundert. Nun ist für uns diese »helle Zukunft« die grausame Vergangenheit. Heute, mit diesen Erfahrungen ausgerüstet, müsste Gogol Russland leider eher mit einem Metrozug vergleichen, der von einem Ende des Tunnels zum anderen fährt – von der Ordnung der Diktatur zur Anarchie der Demokratie und wieder zurück. Meiner Generation war es vergönnt, in beiden Richtungen durch den russischen Tunnel zu rollen. Die Perestroika und die Schwäche der Staatsmacht haben das Land ins demokratische Chaos der Neunzigerjahre gestürzt, dann fuhr der Zug in die Gegenrichtung und wir fanden uns im Putin-Imperium wieder. Die nächsten Stationen sind bereits angesagt worden. Russland ist hochschwanger mit neuen Nationalstaaten, so wie es bei der Sowjetunion der Fall war.



Die Staatsbibliothek in Moskau (ehemals Lenin-Bibliothek): Eine dunkle Vergangenheit sei hier immer noch zu spüren, sagt Dirk Wissen im Interview mit Michail Schischkin.

Der Halbzerfall der Überreste des russischen Imperiums wird weitergehen. Die Putinsche Machtvertikale wird stabil bleiben, bis der Zar im Kreml sitzt, aber die biologische Uhr tickt. Dann wird alles sehr schnell gehen. Als erstes Volk werden die Tschetschenen die Russische Föderation verlassen, dann die anderen, auch russische Regionen. Sibirien kann auch ohne Moskau seine Bodenschätze verkaufen. Ob die Neustaaten sich als Demokratien erweisen werden, ist fraglich.

Die Demokratie wurde in Russland immer als schwache Diktatur verstanden. Sicher aber wird es zu erbitterten Machtkämpfen kommen. Und das bei einem Reich, das voll gespickt ist mit verrosteten Atomwaffen. Deshalb wird der Westen mit der nächsten russischen Diktatur eher sympathisieren. Wie gesagt, zwischen der Diktatur-Ordnung und der Demokratie-Anarchie in Russland würden nicht nur die gebeutelte Bevölkerung, sondern auch die westlichen Demokratien wahrscheinlich eine eiserne Hand bevorzugen.

Betrachtet man russische Bibliotheken, zeigt sich eine helle Zukunft bei der Gogol-Bibliothek in St. Petersburg und der Dostojewski-Bibliothek in Moskau – beide lichtdurchflutet. Eine dunkle Vergangenheit hingegen ist in den Nationalbibliotheken spürbar. Ähnlich beschreiben Sie es in Ihrem Roman »Die Eroberung von Ismail«. Dort wird Ihre Romanfigur mit eiserner Hand von der Polizei abgeführt, nachdem seine Freundin bezichtigt wird, eine Glühbirne aus dem Lesesaal Nr. 3 der Moskauer Lenin-Bibliothek gestohlen zu haben. Dabei hatte sie diese mitgebracht. Diese Episode liest sich, als hätten Sie diese Situation persönlich erlebt. Wollten Sie einmal Licht in den Tunnel des Bibliothekslesesaals mitbringen und wurden dann Opfer eines Machtkampfs?

Ja, die Geschichte mit der Glühbirne war uns wirklich passiert. So etwas, mit dieser Atmosphäre, kann man nicht erfinden. Damals, Anfang der 1990er-Jahre war das ganze Land im Verfall und auch die Bibliotheken. Dabei waren die

Bibliotheken so wichtig für mich. Hier zwei Beispiele. In meiner Jugendzeit war James Joyce ein Mythos, eine Legende. Seine Bücher waren nirgendwo zu kaufen, sie wurden weder übersetzt noch im Original veröffentlicht. Dabei war der Name überall in der Literaturwissenschaft präsent: Die sowjetischen Literaturwissenschaftler haben Joyce als Beispiel angeführt, wie tief ein Schriftsteller mit seinen antihumanistischen Wortspielchen im Westen fallen kann. Die erste Lektüre beim Englischlernen war bei uns gewöhnlich Agatha Christie. Meine erste Englischlektüre war der Roman »Ulysses« von Joyce. Das Buch konnte ich nur im Lesesaal der Bibliothek für die Fremdsprachen in der Uljanowskaja Straße bestellen. Ich habe das erste Kapitel mit allen Wörterbüchern in einem Monat geschafft, weiter ging es nicht. Für mich war es damals mehr als bloß das Lesen. Das war mein Verteidigungskampf gegen die toxische sowjetische Umwelt. Und als ich an meinem ersten Roman »Die Aufzeichnungen Larionows« arbeitete, verbrachte ich mehrere



Von außen unscheinbar, aber innen hell beleuchtet: die Dostojewski-Bibliothek in Moskau.



Zukunftsweisende russische Bibliothek: Die Gogol-Bibliothek in St. Petersburg zeigt sich freundlich, komfortabel und nutzerorientiert.

Monate in der Lenin-Bibliothek, wo ich praktisch alle Memoiren und historische Zeitschriften aus der Lebenszeit meiner Hauptfigur – das erste Drittel des 19. Jahrhunderts – durchstöberte. Aber die besten Erfahrungen mit Bibliotheken, habe ich in den USA gesammelt. Ich unterrichtete zwei Semester an der »Washington and Lee University« in Lexington, Virginia, und schrieb in der Freizeit an meinem Roman »Briefsteller«. Darin geht es unter anderem um den Boxer-Aufstand in China. Ich habe eine ausführliche Bibliografie gesammelt:

Tagebücher und Erinnerungen der russischen Soldaten und Offiziere, die in Russland vor dem Ersten Weltkrieg publiziert wurden. Es war mir klar, dass ich nach Moskau fliegen muss, um diese alten Ausgaben in der Lenin-Bibliothek zu suchen. Selbst die Erinnerung an die verdreckten und verrauchten Toiletten der Hauptbibliothek Russlands schauderte mich. Ein Kollege sagte, ich sollte es in amerikanischen Bibliotheken probieren, und – ein Wunder – ich habe alle russischen Bücher, die ich brauchte, in Katalogen verschiedener Bibliotheken der

USA im Internet gefunden. Die Fernleihe ist eine der besten Errungenschaften der Menschheit. In ein paar Tagen waren die Bücher auf meinem Arbeitstisch. Und da einige Originale für eine Zusendung im schlechten Zustand waren, bekam ich die Mikrofiches. Ich konnte den Roman fertig schreiben. Mittlerweile ist er in über 30 Sprachen übersetzt worden.

In Ulysses werden hunderte Straßennamen aufgeführt. Als Bibliotheksadressen werden unter anderem die Kildare Street und die Capel Street in Dublin genannt. Welche weiteren internationale Bibliotheksadressen sind für Sie als Publizist wichtig?

Ich habe ein Jahr in Berlin gelebt und somit wurde der Preußische Besitz auch zu meinem persönlichen Besitz. Ich hatte Lesungen an der New York Public Library, der Brooklin Public Library, der Los Angeles Public Library, an vielen Universitätsbibliotheken in den USA. Als ich an der Universität Buffalo eine Lesung hatte, ging ich sofort ins James-Joyce-Archiv. Ich wusste, dass dort unter anderem auch seine persönlichen Sachen aufbewahrt werden. Ich wollte diese Berührung mit ihm erfahren. Seinen Spazierstock in die Hand nehmen. Die Welt durch sein Monokel erblicken. Ich flanierte einige Schritte mit seinem Stock, steckte das Monokel ins Auge. Jetzt schäme ich mich dafür.

Wenn ich Ihnen Ihre persönlichen Sachen wegnehmen will, können Sie sich wehren. Er konnte das nicht. Die einzige echte Berührung mit Joyce war, als er mich, den damals 18-Jährigen, mit seinen Worten von der sowjetischen Erstickung gerettet hatte.

Ihre Worte lösen bei mir eine Assoziationskette zur Weltliteratur vor etwa 100 Jahren aus: Gesellschaften, Großstädte, Gewissensgeister, Genies. Joyce starb in Zürich, ebenfalls Thomas Mann, er schrieb den »Zauberberg«. Sie sagen, sie lebten ein Jahr in Berlin, Robert Musil schrieb in Berlin »Der Mann ohne Eigenschaften« und ging ebenso in die Schweiz. Alfred Döblin lässt den Leser von »Berlin Alexanderplatz«, zeitgleich wie Joyce durch Dublin, durch die Straßen Berlins laufen. Döblin ist dann für kurze Zeit ebenfalls in die Schweiz gegangen. Bietet die heutige Direktdemokratie der Schweiz einen Zufluchtsort gegen politische oder gesellschaftliche Erstickung?

Auch in der Demokratie gibt es genug Möglichkeiten zu ersticken. Ich habe ein besonderes Buch geschrieben »Tote Seelen, lebende Nasen. Eine Einführung in die russische Kulturgeschichte«. Im Buch gibt es nicht nur 16 Essays, sondern auch über 400 Kommentare mit Bildern, Musik und Filmausschnitten. Das macht den Unterschied. Als ein Papierbuch kann es gar nicht existieren. Die Verlage, Buchverkäufer und überhaupt die menschliche Psyche brauchen für jedes Buch ein Regal. Für mein Buch gibt es noch kein Regal. Ich habe dieses Projekt zuerst einigen Verlagen angeboten. Alle fanden die Idee großartig und faszinierend, sagten letztendlich aber ab: »Wir haben so etwas noch nie gemacht, wir werden neue Leute oder Firmen beauftragen müssen, zu viel Aufwand, wir haben unsere Kostenpläne, und unsere Salesmanager sagen, das Projekt werde sich kaum rentieren.« So wollten Salesmanager mein Buch ersticken. Ich war deprimiert und enttäuscht. Man hat

eine gute Idee, es gibt Leute, die sich für ein solches Buch interessieren, aber zwischen mir und meinen Lesern dringen Salesmanager ein und sagen »nein«. Für sie geht es nur um Gewinne. Doch das Buch wollte geboren werden. Meine Frau Zhenya sagte mir: »Dann machen wir das Buch selbst!« Und wir haben es publiziert. Ich schrieb Essays und Kommentare, meine Frau übernahm die ganze technische Arbeit. Damit ist dieses Buch meine persönliche Rebellion gegen das erstickende Diktat der Salesmanager. Wir sind im 21. Jahrhundert und die Entwicklung der Technologien hat es möglich gemacht. Das ist eben eine Einführung, ein multimediales Projekt, das diesen Einstieg attraktiv und spannend für alle macht. Das ist eine Art Enzyklopädie, meine sehr persönliche Enzyklopädie der russischen Kultur und Geschichte. Ich glaube, ich habe eine neue Literaturgattung für mich entdeckt: den Kommentar. Es geht darum, in wenigen Sätzen lebendige Menschen auferstehen zu lassen, durch wichtige Lebensknoten und Zitate, die beim Leser Emotionen hervorrufen. Eine wissenschaftliche Fußnote stellt sich dieser Aufgabe nicht, die Prosa macht das. Die Anmerkungen werden oft zu Kleinromanen, in denen nichts erfunden ist. Der Name des Verlags, »Petit-Lucelle«, spielt auf unseren Lebensmittelpunkt, die Gemeinde Kleinlützel im Kanton Solothurn an. Das Buch kann man auf unserer Webseite www.schischkin.net herunterladen. Und jetzt erschien unser zweites Buch, diesmal ganz klassisch auch gedruckt: »Ein Buchstabe auf Schnee. Drei Essays. Robert Walser, James Joyce, Wladimir Scharow«. Diese so unterschiedlichen Autoren haben gemeinsam, dass sie zu Lebzeiten nur von wenigen Kennern geschätzt und erst nach dem Tod als große Schriftsteller anerkannt wurden. So war es mit Walser und Joyce, so wird es auch mit Scharow passieren. Wladimir Scharow ist hier absolut unbekannt, obwohl er in Russland wichtigste Literaturpreise erhielt und seine Romane ins Englische, Französische, Italienische und andere Sprachen international übersetzt wurden. Mit diesem Buch wird sein Name erstmals in den deutschsprachigen Literaturraum eingeführt. Ich finde es sehr

wichtig, dass auch die deutschsprachigen Leserinnen und Leser über diesen großartigen Schriftsteller erfahren, und hoffe, dass diese Publikation Übersetzungen seiner Romane ins Deutsche bewirken wird. Wladimir starb im August 2018 an Krebs.

Immerhin erhielt Scharow, wie auch Sie, den russischen »Booker-Preis«. Dienen nicht solche Literaturpreise, aber auch Lesungen, Buchmessen und die Publikationshinweise in Ihren Antworten ebenfalls dem »Sales«, um dem Leser nicht nur einzelne Buchstaben, sondern ganze Texte verfügbar zu machen?

Ich freue mich auf jede Möglichkeit, die Aufmerksamkeit der Leser auf die großartigen Autoren und die großartigen Bücher zu lenken. Die anspruchsvolle Literatur braucht die Unterstützung, wie zum Beispiel die Romane von Wladimir Scharow. Die marktorientierte Literatur ist robust und überlebensfähig. Im Gegenteil, solche Autoren wie Joyce oder Walser brauchen immer einen Rettungsring. Und das ist die Aufgabe der Literaturpreise, der Verlage, der Rezensenten, der Bibliotheken. Schriftsteller schreiben Bücher, die Literatur wird ja aber von denen gemacht, die diese Bücher brauchen. Schriftsteller schreiben etwas unendlich, jeder für sich allein, die können nicht anders, und aus diesem überwältigenden Strom der Texte werden von Agenten, Verlegern, Übersetzern, Slawisten, Literaturstiftungen, Preiskomitees, Rezensenten und Lesern die Bücher gewählt, die eigentlich die Literatur bilden.

Herr Schischkin, ich danke Ihnen.



Freuen Sie sich auf die nächste Folge von »Wissen fragt ...?«. Selfies: Dirk Wissen

Ihre Meinung: Wie lässt sich die Aufmerksamkeit der Leser auf großartige Autoren lenken? Schreiben Sie an: bub@bib-info.de